

Dieter Sienknecht

# **EINHEIT IN DER VIELFALT**

Strukturprobleme sozialistischer Politik

## **Wege und Irrwege**

Der real existiert habende Sozialismus ist gescheitert. Nicht seine Gegner haben ihn besiegt, sondern seine eigenen Widersprüche führten zu seinem Untergang. Nach außen ist es ihm nicht gelungen, sich glaubhaft als attraktive Alternative zum Kapitalismus zu positionieren. Nach innen wurde er nicht als Befreiung, sondern als Unterdrückung wahrgenommen. Bestenfalls arrangierte man sich. Nutznießer war in erster Linie eine dünne Schicht von Funktionsträgern, die sich weniger durch demokratische Legitimation als vielmehr durch einen aufwändigen Repressionsapparat an der Macht hielt. Die Masse der Bevölkerung aber litt am System. Gewiss, es gab auch soziale Errungenschaften, aber diese konnten den Mangel an Freiheit und Selbstbestimmung sowie die Missachtung von Menschenrechten nicht ausgleichen. Der Slogan „Wir sind das Volk!“ brachte die Grundstimmung sinnfällig zum Ausdruck: der Souverän forderte sein Recht zurück. Allerdings ist es der Linken – hier sowohl als Bewegung wie auch als Partei verstanden – nicht gelungen, das entstandene Vacuum zu einer kraftvollen Erneuerung sowohl in ideeller als auch in politischer Hinsicht zu nutzen. Zwar ist die Linke keineswegs total marginalisiert, aber sie verdankt ihre bescheidenen Erfolge nicht so sehr der eigenen Kraft als vielmehr den Fehlentwicklungen des Neoliberalismus. Will sie sich dauerhaft als Gegenentwurf behaupten, muss sie mehr bieten als eine notdürftige Reparatur der Schäden, die der sozialistischen Idee durch ihre dogmatischen Entartungen zugefügt wurden und teilweise immer noch zugefügt werden.

Wie konnte es zu dieser Fehlentwicklung kommen? Hier kann keine Geschichte des Sozialismus geliefert werden, aber einige Stichworte (unter Beschränkung auf den Mainstream) sind als Überblick vielleicht nützlich. Die Ursprünge des neuzeitlichen Sozialismus sind in der Entwicklung des modernen Kapitalismus und den damit einhergehenden sozialen Verwerfungen des 19. Jahrhunderts zu suchen. Die berechtigte Empörung hierüber richtete sich zunächst gegen skandalöse einzelne Phänomene, aber darüber hinaus entwickelte sich das Bedürfnis nach einer die Einzelphänomene erklärenden Theorie, die gleichermaßen einen Gegenentwurf zum kapitalistischen Theoriemodell darstellte als auch grundlegende und dauerhafte Besserung der Verhältnisse versprach. Unter den verschiedenen Entwürfen ragt das Werk von Karl Marx durch geistige Durchdringung und analytische Kraft besonders hervor und beeinflusst bis heute die Diskussion. Allerdings werden dabei häufig die geistesgeschichtliche Entwicklung und die Umstände seiner Entstehung vernachlässigt, was einer Anpassung und Weiterentwicklung entgegensteht. Es lohnt sich daher, einen Blick auf die Rahmenbedingungen zu werfen.

Am Anfang steht die folgenreiche Auseinandersetzung Hegels mit Kant. Kant hatte in der „Kritik der reinen Vernunft“ die Bedingungen und Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens untersucht. Hegels Kritik an Kant (in der „Phänomenologie des Geistes“, wo Kant allerdings nicht mit Namen genannt wird) läuft letztlich auf folgendes hinaus: womit untersuchen wir die Begrenztheit unseres Erkenntnisvermögens? Mit unserem begrenzten Erkenntnisvermögen! Kant hat übrigens dieses Problem durchaus erkannt und mit dem Prinzip der regulativen Ideen einen Ausweg aufgewiesen. Das soll uns hier aber nicht beschäftigen. Uns interessiert vielmehr Hegels Gegenentwurf, nämlich die Erfindung des Weltgeistes: Erkenntnis und Entwicklung sind eins, die Spaltung in erkennendes Subjekt und zu erkennendes Objekt ist aufgehoben, der Geist entwickelt sich in der Überwindung der Gegensätze und kommt in der Einheit derselben zu sich selbst. Dieser Prozess der Selbstverwirklichung vollzieht sich in einer spezifisch Hegelschen Dialektik, nämlich dem bekannten Dreischritt von These, Antithese und Synthese. Während es sich nun bei Hegel um einen Prozess der Selbstfindung des Geistes handelt, wollte Marx diesen Prozess „vom Kopf auf die Füße stellen“. Bei Hegel waren der Geist das Primäre und die materiellen Verhältnisse Funktionen des Geistigen. Marx sah das Verhältnis umgekehrt: Ausgangspunkt sind die materiellen Verhältnisse, das Geistige ist der Überbau. Diese Kontroverse wurde dann vor allem durch Engels vergrößert und mechanisiert. Gleichermassen fasziniert von der dialektischen Methode Hegels wie von dem Siegeszug der Naturwissenschaften, die scheinbar eine restlose Erklärung und Berechenbarkeit der Welt ermöglichten, sah er auch Geschichte und Gesellschaft, ja die menschlichen Verhältnisse schlechthin als gesetzmäßig an und vermeinte den Sozialismus als Wissenschaft (und nicht nur als Gegenstand der Wissenschaft) etablieren zu können. An die Stelle des religiösen Glaubens trat der Glaube an Determination. Das entsprach durchaus dem Zeitgeist, zumal auch die Geisteswissenschaften zunächst meinten, die Naturwissenschaften nachahmen und sich in reiner Empirie üben zu müssen. In Weiterführung der von Engels vorgegebenen Richtung entartete die sozialistische Theorie vielfach zu einem bis heute virulenten Vulgärmarxismus. Dabei darf nicht übersehen werden, dass der quasireligiöse Glaube an eine historische und gesellschaftliche Notwendigkeit die Arbeiterbewegung in ihren Anfängen enorm beflügelte, indem sie sich im Einklang mit der naturgemäßen Entwicklung sah. Die anfängliche Stärke wurde jedoch zur Schwäche, als die Theorie in Dogmatismus erstarrte und die politische Praxis zur Fessel wurde.

## **Sozialismus und Freiheit**

Freiheit ist ein menschliches Grundbedürfnis. Das gilt auch für Sozialisten: „Und weil der Mensch ein Mensch ist,/ hat er Stiefel im Gesicht nicht gern./ Er will unter sich keinen Sklaven sehn/ und über sich keinen Herrn.“ So heißt es bei Bertold Brecht im „Einheitsfrontlied“. Was aber ist Freiheit? Gibt es sie, und wie ist sie zu erreichen? Wer Sozialisten nach der Freiheit fragt, erhält oft zur Antwort: Freiheit ist Einsicht in die Notwendigkeit. Der Satz geht zurück auf einen Text von Friedrich Engels. Allerdings ist der Satz in dieser Form zumindest missverständlich. Notwendigkeit bedeutet Unabwendbarkeit, Gesetzmäßigkeit, Zwangläufigkeit. Freiheit dagegen ist gerade Abwesenheit von Zwang, also Durchbrechung der Notwendigkeit. Freiheit, die sich auf bloße

Anerkennung der Notwendigkeit beschränkt, ist keine Freiheit, sondern Resignation. Trotzdem ist der Satz sehr beliebt, und das nicht nur wegen seiner formelhaften Kürze und Geschlossenheit und der für Dogmatiker sehr willkommenen Tatsache, dass er auf Engels als einen der sozialistischen Urväter zurückzuführen ist. Er ermöglicht nämlich gleichzeitig die Einnahme einer scheinbar autoritätsgestützten Herrschaftsattitüde: seht her, wir haben Einsicht in die Notwendigkeit und handeln im Einklang mit ihr, und wenn ihr armen Unwissenden gegen unsere Anordnungen aufbegehrt, dann liegt das nur an eurer Uneinsichtigkeit. Fügt euch unserer höheren Weisheit, und ihr werdet frei sein! Die von Engels leichtsinnig in die Welt gesetzte Formel dient so der Erschleichung von Macht.

Aber sehen wir uns, um die Kritik zu vertiefen, den Text von Engels noch etwas genauer und im Zusammenhang an. Er steht in Engels' Schrift „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ (meist kurz als „Anti-Dühring“ bezeichnet) und lautet wie folgt: „Hegel war der erste, der das Verhältnis von Freiheit und Notwendigkeit richtig darstellte. Für ihn ist die Freiheit die Einsicht in die Notwendigkeit.“ Zum Beleg zitiert Engels Hegel: „*Blind* ist die Notwendigkeit nur, *insofern dieselbe nicht begriffen wird.*“ Das ist nun allerdings keineswegs das, was Engels daraus macht. Auch sonst vertritt Hegel nirgendwo die Ansicht, dass Freiheit und Einsicht in die Notwendigkeit dasselbe seien. Das ist vielmehr der unbeholfene und missglückte Versuch von Engels, Hegel zu interpretieren. Bei Hegel sind die Zusammenhänge wesentlich vielschichtiger und komplizierter und nur vor dem Hintergrund des wirkenden und sich entfaltenden Weltgeistes angemessen zu verstehen. Das Missverständnis wird noch deutlicher, wenn man den nächsten Satz von Engels hinzunimmt: „Nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Naturgesetzen liegt die Freiheit, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze, und in der damit gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig zu bestimmten Zwecken wirken zu lassen.“ Engels will offenbar sagen: Freiheit hat Einsicht in die Notwendigkeit zur Voraussetzung. Damit ist das Freiheitsproblem allerdings keineswegs gelöst. Der Satz von der Freiheit als Einsicht in die Notwendigkeit erweist sich vielmehr als ein unheilvoller Satz. Er hat dazu beigetragen, den emanzipatorischen Ansatz der sozialistischen Idee in eine Rechtfertigung von Unterdrückung und Diktatur umzufälschen. Er ist mitschuldig daran, dass der Sozialismus bis auf den heutigen Tag vielfach nicht als Verheißung, sondern als Bedrohung empfunden wird. Es handelt sich bei diesem Satz nicht, wie seine äußere Form glauben machen will, um eine gültige Definition der Freiheit, sondern um eine schlampige, zum Missbrauch einladende Formulierung.

### **Fragen von heute und Antworten von gestern**

Nicht nur Welt, Gesellschaft und Menschen sind in ständiger Entwicklung begriffen, sondern auch die sie begleitenden und erklärenden Theorien. Das gilt auch für die marxistische Theorie, zumindest für bedeutende Teile von ihr. Daneben freilich gibt es traditionalistische Restbestände, die sich einer Anpassung an aktuelle Gegebenheiten hemmend in den Weg stellen. Diese Denkweise klammert sich lieber an Ideologie statt sich an Problemen zu orientieren. Natürlich sind Theorien unentbehrlich. Die Wirklichkeit ist derart komplex und unüberschaubar, dass zu ihrer Bewältigung Vereinfachungen,

Reduktionen, Typisierungen erforderlich sind. Zugleich aber muss die Reichweite von Theorien hinterfragt werden. Theorien über die und Modelle der Wirklichkeit sind nicht die Wirklichkeit selber. Wer der Meinung ist, Theoriemodelle gäben die Wirklichkeit im Maßstab eins zu eins vollständig wieder, erliegt einer Illusion. Man lese nur die im Dietz Verlag zu DDR-Zeiten in zahlreichen Auflagen erschienene partei- und regierungsoffizielle „Einführung in den dialektischen und historischen Materialismus“, um einen Eindruck von der doktrinären und lehrbuchhaften Erstarrung dieser Sozialismusvariante zu erhalten. Jede Beweglichkeit und Lebendigkeit ist ertötet, jeder Versuch, neue Wege zu beschreiten, ist gegenüber der mit absolutem Wahrheitsanspruch auftretenden amtlichen Lehrmeinung chancenlos. Die Vielfalt marxistisch inspirierten Denkens wird nicht zur Kenntnis genommen – von nichtmarxistischen Ansätzen ganz zu schweigen. Dieses kanonisierte Denken ist mit dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus keineswegs verschwunden. Zähl halten sich überkommene Restbestände und stehen einem fruchtbaren Fortschreiten hartnäckig entgegen.

Die Gründe hierfür sind vielfältig. Zum Teil sind es schlichte Gewohnheit und Bequemlichkeit, zum Teil auch Nostalgie und emotionale Anhänglichkeit an vertraute Formeln. Häufig aber ist es die begründete Furcht, mit der Kritik an den alten Formeln auch das bisher scheinbar festgefügte Weltbild in Frage stellen und sich neuen Ansätzen stellen zu müssen. Das erfordert unter Umständen die Relativierung oder Veränderung von schwer erarbeiteten Überzeugungen. Man sollte die damit möglicherweise verbundene existentielle Härte nicht unterschätzen. Um dies zu verdeutlichen, sollen im Folgenden einige gebräuchliche Stereotype hinterfragt werden.

Das erste ist die immer noch beliebte Klassenkampfrhetorik. Dabei kann und soll hier nicht eine differenzierte Klassentheorie abgehandelt, sondern ihre formelhafte Verwendung angesprochen werden. Zu Lebzeiten von Marx und Engels schienen die Verhältnisse noch einfach und übersichtlich: die Gesellschaft war gespalten in durch gemeinsame ökonomische Lagen und Interessen definierte Klassen, die gegeneinander um Vorherrschaft rangen. Der besitzenden Ausbeuterklasse stand die besitzlose Arbeiterklasse gegenüber. Dieses Modell (hier nur skizzenhaft notiert) war sicherlich zur Analyse der früh- und hochkapitalistischen Verhältnisse im 19. Jahrhundert hilfreich. Seitdem hat sich allerdings die Gesellschaft gewaltig verändert: alte Klassen haben sich aufgelöst, neue Klassen sind entstanden, die Beziehungen der Klassen zueinander sind nicht mehr dieselben, kurz: der Erklärungswert des Klassenmodells hat sich verringert, es bedurfte der Modifikation und Erweiterung. Parallel dazu entstanden und entstehen neue Gesellschaftstheorien, die nicht mehr einen Schichtenaufbau der Gesellschaft, sondern andere Sichtweisen zugrunde legen, z.B. religiös geprägte Einstellungen (Max Weber), Milieus (Pierre Bourdieu) oder Funktionssysteme (Niklas Luhmann). Gewiss, es gibt weiterhin Sachverhalte, die sich mit einem Klassenmodell erfassen lassen, aber es ist nicht die einzige, auf alle Fälle passende Erklärung, andere Sachverhalte können mit einem anderen Modell oder einer anderen Theorie (welche wiederum keine Allzuständigkeit beanspruchen kann) besser analysiert werden. Das stereotype Insistieren auf der traditionellen Klassenkampfrhetorik verfehlt die vielfältige gesellschaftliche Wirklichkeit und hindert eine positive Weiterentwicklung.

Entsprechendes gilt für den gründlich diskreditierten Kampfbegriff der Diktatur des Proletariats. Ursprünglich meinten Marx und Engels damit einen Übergangszustand, in dem nach Durchführung der sozialistischen Revolution deren Errungenschaften gegenüber dem bürgerlichen Gegner abgesichert werden sollten, und zwar durchaus auf demokratische Weise; nach Abschaffung der Klassen, dem damit verbundenen Absterben des Staates und Erreichung der klassenlosen Gesellschaft würde diese Zwischenphase von selbst aufhören. Die Entwicklung des real existierenden Sozialismus hat gezeigt, dass diese humane Vision in übelster Weise missbraucht wurde, um die Herrschaft einer Funktionärskaste zu etablieren und aufrecht zu erhalten, und zwar unter Hypertrophierung des Staates statt seines Absterbens. Der durch die unglückliche Wortwahl „Diktatur“ ohnehin schon vorbelastete Begriff wurde so im allgemeinen Bewusstsein derart beschädigt, dass seine Verwendung in der gegenwärtigen politischen Auseinandersetzung sich eigentlich von selbst verbieten müsste.

Ein drittes, nach wie vor virulentes Stereotyp der Linken ist die penible Unterscheidung von Reform und Revolution. Das daraus erwachsende Postulat sieht dann wie folgt aus: es genügt nicht, den Kapitalismus zu reformieren und sozial zu bändigen, denn solange seine Strukturen dem Grunde nach erhalten bleiben, ist eine wirkliche Besserung der Verhältnisse unmöglich; nötig ist vielmehr eine totale Abschaffung des Kapitalismus und seine Ersetzung durch etwas völlig Neues, also eine revolutionäre Umgestaltung. In diesem Zusammenhang wird auch gern die hochaktuelle Frage diskutiert, wer denn das revolutionäre Subjekt sei, dem dann (zumindest theoretisch) erhöhte liebevolle Aufmerksamkeit zusteht. Was allerdings inhaltlich an die Stelle des kapitalistischen Systems treten soll, bleibt meist allgemein und verschwommen und reicht über eine schlagwortartige Aufzählung einzelner Merkmale einer sozialistischen Gesellschaft nicht hinaus. Was Abschaffung des Kapitalismus im einzelnen konkret bedeutet, was also das eigentlich Revolutionäre ausmacht, wird nicht ausgeführt, obwohl gerade hier Aufklärungsbedarf bestünde: welches sind die Elemente, aus denen sich der Kapitalismus zusammensetzt, welche davon sind Alleinstellungsmerkmale, und welche davon sind negativ zu bewerten und aus welchen Gründen? So entartet der Begriff der Revolution allgemein zu einem bloßen Kampfbegriff, mit dem sich in der politischen Praxis wenig anfangen lässt.

### **Die elfte Feuerbach-These oder die Offenheit der Zukunft**

Um einen Ausweg aus der Sackgasse zu suchen, kehrt man am besten an die Stelle zurück, wo der Irrweg begann. Konkret gesprochen: es soll versucht werden, mit Marx über Marx hinaus zu gelangen. Als exemplarischer Ansatz und Anknüpfungspunkt möge die elfte Feuerbach-These dienen.

Marx schrieb seine „Thesen über Feuerbach“ im Frühjahr 1845 in Brüssel nieder. Sie wurden erstmals 1888 durch Friedrich Engels veröffentlicht, und zwar in leicht veränderter Form. Besondere Bedeutung erlangte die berühmt gewordene elfte These. Sie lautet in der originalen Fassung von Marx: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt drauf an,

sie zu verändern.“ Engels machte daraus: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“ Er meinte zweifellos, durch die redaktionelle Änderung den Sinn der These zu verdeutlichen. In dieser Formulierung wurde die These populär und weit verbreitet; sie zierte das Treppenhaus der Humboldt-Universität in Berlin und, ins Englische übersetzt („...the point however is ...), den Grabstein von Marx auf dem Friedhof von Highgate in London. Tatsächlich aber entstand etwas anderes als das ursprünglich Gemeinte. Die von Engels gewählte Form unterstellt einen Widerspruch zwischen Philosophie und Veränderung, sie enthält eine Absage an die Philosophie, der vorgeworfen wird, nichts zur Veränderung beigetragen zu haben. Derartiges lässt sich der Marx'schen Urfassung nicht entnehmen. Marx kam es nicht auf eine Abkehr von der Philosophie an, sondern auf ihre Verwirklichung, auf die Einheit von Theorie und Praxis.

In seiner Schrift „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, Einleitung“ (1844) setzte er sich mit dieser Frage wie folgt auseinander: die von ihm so genannte praktische politische Partei (womit nicht eine bestehende politische Partei, sondern eine bestimmte Denkrichtung gemeint war) fordert die Negation der Philosophie. Ihr hält Marx entgegen: man kann die Philosophie nicht aufheben, ohne sie zu verwirklichen. Das heißt: Negation als bloße Abschaffung der Philosophie verzichtet auf die Möglichkeit, Philosophie praktisch zu machen. Die „theoretische politische Partei“ fordert die Verwirklichung der Philosophie, aber, so Marx, man kann die Philosophie nicht verwirklichen, ohne sie aufzuheben. (Marx spielt hier mit dem Hegel'schen Doppelsinn des Begriffs „aufheben“: einerseits als negieren, andererseits als aufbewahren.) Philosophie muss also mit Wirklichkeit, mit Praxis verschmelzen; dann ist sie nicht mehr separate Philosophie und bloße Theorie. Philosophie hat nach Marx ihren Sinn als Philosophie der Tat oder als Verwirklichung der Philosophie. Das erste ist ihre Aufhebung plus ihre Verwirklichung, das zweite ihre Verwirklichung plus ihre Aufhebung. In den ökonomisch-philosophischen Manuskripten von 1844 fasst Marx das in den Sätzen zusammen: „Um den Gedanken des Privateigentums aufzuheben, dazu reicht der gedachte Kommunismus vollständig aus. Um das wirkliche Privateigentum aufzuheben, dazu gehört eine wirkliche kommunistische Aktion.“

Zurück zur elften Feuerbach-These: die von Engels vorgenommene Verschlimmbesserung, mit der Engels der „praktischen politischen Partei“ folgt, erweist sich als ähnlich verhängnisvoll wie seine sich auf Hegel berufende Missinterpretation der Freiheit. Zwar ist bei Marx eine Überschreitung der Philosophie (insbesondere der zeitgenössischen Philosophie des 19. Jahrhunderts) intendiert, aber die Überschreitung hat philosophischen Charakter. (Wer diese Ansätze aus marxistischer Sicht weiter verfolgen will, sei auf die noch immer lesenswerte Schrift von Karl Korsch „Marxismus und Philosophie“ hingewiesen.) Durch die Verengung auf totale Praxis und die Absage an jegliche weiterführende Theorie, durch die Verabsolutierung von Teilaspekten beraubt sich die soziale Bewegung ihrer gedanklichen und damit letztlich auch ihrer praktischen Weiterentwicklung. Der Vulgärmarxismus insbesondere des späteren Marxismus-Leninismus hat diesen verfehlten Ansatz aufgenommen und fortgeführt und der Idee des Sozialismus unermesslichen

Schaden zugefügt. An die Stelle fruchtbaren Weiterdenkens traten engstirniger Dogmatismus und starrsinnige Rechthaberei.

Demgegenüber gilt es, den prinzipiell offenen und dynamischen Charakter des Marx'schen Werkes weiter zu verfolgen. Wer nur eine einzige Lösung zulässt, verkennt den emanzipatorischen Ansatz, der sich wie ein roter Faden von den Frühschriften bis zum „Kapital“ erstreckt. Das Marx'sche Werk ist keine Heilslehre, sondern Kritik. Nicht das Freiheit ausschließende Prinzip Determination steht im Vordergrund, sondern das Gestaltung und Kreativität zulassende Prinzip Hoffnung.

### **Konturen einer Solidarischen Gesellschaft**

Die Absage an eine dogmatische vermeintliche Heilslehre wirft die Frage auf, was an deren Stelle treten soll. Die eine große, endgültige und letzte Antwort kann es nicht geben, denn sobald eine Antwort gefunden scheint, haben sich bereits neue Fragen gestellt. Damit nicht genug: auf jede Frage gibt es mehrere Antworten, und oft genug ist nicht nur eine davon richtig oder weiterführend. Die Zukunft ist offen und ungewiss, und es gibt nichts, woran man sich halten kann. Das Glücksversprechen ist leer, das Paradies unerreichbar. Auf der anderen Seite bleibt der Mensch erlösungsbedürftig. „Erkenntnis hat kein Licht, als das von der Erlösung her auf die Welt scheint“, schreibt Adorno am Ende der *Minima Moralia*. Ist das die Antwort: Erlösungsbedürftigkeit ohne Erlösungsmöglichkeit?

Die Lösung oder besser: die Richtung, in der die Lösung zu suchen ist, liegt in der Einsicht, dass die altherwürdigen Formeln letztlich Leerformeln sind, die immer neu mit Inhalt gefüllt werden müssen. Die Inhalte können sich nach Epoche, Situation oder anderen konkreten Umständen ändern, sie können sich widersprechen oder koexistieren. Das erfordert den Verzicht auf allzu konkrete Utopie, die schon im Augenblick des Entwurfs überholt sein kann, und es erfordert die Anerkennung von Pluralität. Allzu große Unbestimmtheit und bloßer Formalismus sind nicht zu befürchten, wenn man den Grad der Konkretheit nach den jeweiligen Umständen bemisst: Ernst Bloch hat im 18. Kapitel von „Das Prinzip Hoffnung“ aufgezeigt, dass die Kategorie Möglichkeit durchaus verschiedene Schichten aufweist. Was bleibt, ist das postmoderne Problem, wie bei aller Pluralität Unverbindlichkeit und Beliebigkeit vermieden werden können.

Als mögliche Korrektive sind natürlich zuerst logische Widerspruchsfreiheit und Evidenz zu beachten. Wenn sich Theoreme gegenseitig ausschließen, können nicht beide nebeneinander bestehen, und wenn Theorien offenkundig mit der Wirklichkeit nicht kompatibel sind, können sie keinen Bestand haben. Die Antwort ist aber nicht so sehr im kognitiven als vielmehr im normativen Bereich zu suchen. Was die Vielfalt verbindet und zusammenhält, sind Werte und Prinzipien. Es kommt nicht darauf an, geschlossene Theorien und starre Modelle mit Alleinvertretungsanspruch zu entwerfen und gegeneinander streiten zu lassen (die Zeit der großen Erzählungen ist vorbei, wie Lyotard feststellte), sondern gemeinsame Grundwerte – Freiheit, soziale Gerechtigkeit, Solidarität – flexibel zu verfolgen und verschiedene miteinander vereinbare

Perspektiven, Zugänge und Begründungen zuzulassen und fruchtbar zu kombinieren. Patentlösungen gibt es nicht, die Welt kann nicht aus *einem* Punkt erklärt und geheilt werden. In der Praxis bedeutet das: keine Verabsolutierung einzelner Elemente, sondern (unter Beachtung von Widerspruchsfreiheit und Evidenz) Zusammenschau und Mut zum Perspektivenwechsel.

Das wird für manche nicht einfach. Es bedeutet, sich von vertrauten Denkweisen und vom eingeübten Jargon zu lösen und sich in offenes Fahrwasser zu begeben. Statt auf scheinbar festgefühten Dogmen zu beharren gilt es nun Grundwerte zu vertreten, die gleichermaßen Prinzipien beinhalten wie auch auf wechselnde Zeitläufe und Tagesanforderungen anwendbar sind. Unterschiedliche weltanschauliche Positionen brauchen dabei keineswegs aufgegeben zu werden, verzichtet werden muss lediglich auf den Alleinvertretungsanspruch. Es kommt nicht so sehr darauf an, den vermeintlichen Alleinbesitz der Wahrheit durchzusetzen, sondern herauszufinden, auf welche verbindlichen, gemeinsamen Prinzipien sich alle einigen können. Dabei muss es sich um regulative handlungsleitende Prinzipien handeln, die über starre Formelhaftigkeit hinausreichen, aber gleichwohl Beweglichkeit in der täglichen Praxis ermöglichen, ohne dass wiederum nur kurzatmig reagiert wird und dabei die Ziele aus den Augen verloren gehen. Otfried Höffe spricht von „mittleren Prinzipien“ und zählt hierzu beispielsweise die Menschenrechte. Zu diskutieren wären in diesem Zusammenhang die Gerechtigkeitstheorie von John Rawls oder das Subsidiaritätsprinzip in der von Oswald von Nell-Breuning entwickelten Form, ferner diskurs- und wirtschaftsethische Ansätze.

Kann diese Koexistenz unterschiedlicher Sinnangebote unter dem Zeichen gemeinsamer Postulate in der Praxis funktionieren? Das hängt von den Sinnangeboten und dem Umgang mit ihnen ab. Natürlich wird es immer unvereinbare Positionen geben. Aber innerhalb eines „linken“, d.h. am Gemeinwohl und solidarischen Miteinander orientierten Spektrums ist nicht nur Koexistenz, sondern sogar Konvergenz möglich. Eine Grundlage wäre die Entwicklung eines sozialen Freiheitsbegriffs, der – ausgehend von Kant – die Dialektik zwischen der Freiheit des Einzelnen und ihrer Begrenzung durch die gleiche Freiheit aller Anderen ausbuchstabiert. Ein weiterer Ausgangspunkt ist das zugrunde gelegte Menschenbild, und da könnte sich zeigen, dass zwischen der Marx'schen Sichtweise des Menschen als Gattungswesen und der christlichen als Mitmensch durchaus Übereinstimmungen bestehen. Aber auch ein linker, sozialer Liberalismus und ein freiheitlicher Sozialismus können nebeneinander bestehen, wenn man nur anerkennt, dass der Mensch gleichermaßen Individuum und soziales Wesen ist. Die ständige Veränderung und Entwicklung der Umstände und Voraussetzungen hat allerdings auch zum Ergebnis, dass die Diskussion immer offen bleibt und nie zu einem Ende kommt. Es bleibt die ständige Aufgabe, sie im Geiste der Solidarität miteinander und nicht gegeneinander zu führen.